**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 30 (1940)

**Heft:** 16

**Artikel:** 1798 : Plünderungen, Zerstörungen, Requisitionen und Gewalttaten

**Autor:** Jaggi, Arnold

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-641744

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 27.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den wichtiger als Verträge und völkerrechtliche Gesetze. Mit dem Legen der Minensperre hat sich England das norwegische Gebiet du sichern geglaubt, — mit der Besetzung hat Deutschland ge= antwortet. Es ist nicht unsere Sache, als Nichtbeteiligte am Krieg, über Schuld und Verbrechen zu urteilen und anzuklagen,

solange der Rrieg selbst noch seine blutige Sühne heischt. Wir fönnen damit nicht helfen. Aber dieses Unrecht, unter dem unsere nordischen Brudernationen zu leiden haben, soll uns hart und unerbittlich machen gleiches Schickfal mit allen Mitteln von uns abzuwenden.

### Die Demokratie der nordischen Staaten

Was in hohem Grade dazu beiträgt, die Länder des Nor= dens zu einer Einheit in der politischen Welt zu machen, ift weniger ihre geschlossene wirtschaftliche Struktur, als vielmehr ihre starte kulturelle Zusammengehörigkeit, ihr gemeinschaft= liches Erbgut von überlieferungen und Einrichtungen, ihr Volksgeist und ihr Bolksempfinden, das mit dem unsrigen denkbar eng permandt ift.

Tropdem die nordischen Staaten Dänemark, Schweden und Norwegen verfassungsmäßig Königreiche sind, fühlen wiruns, anders noch als gegenüber den Demokratien Englands und Frankreichs, eng mit ihrer politischen Grundhaltung verbunden. Dies Beigte fich in den letten beiden Jahrzehnten flar und deutlich in allen Verhandlungen des Völkerbundes, bei denen die Schweiz, wenn sie auch vielfach eine viel vorsichtigere und zurückhal= tendere Politik trieb, — in jeder Beziehung mit ihnen einig ging und ihre Initiativen unterstütte.

Ohne Zweifel wurzelt vieles von ihrer kulturellen und politischen Struktur, gleich wie bei uns, in den Traditionen des freien und unabhängigen Bauerntums, das in vergangenen Zeiten die eigentliche Grundlage ihres sozialen Lebens war. Im Leben der nordischen Staaten fand die Leibeigenschaft nie einen Plat, und die Bauernbevölkerung ist im großen und ganzen stets in der Lage gemesen, ihre seit undenklichen Zeiten ererb= ten demofratischen Rechte und Einrichtungen auch gegen autofratische Regierungsformen erfolgreich zu behaupten. Diese Geifteshaltung wurde nicht verändert, als in modernster Zeit die neue soziale Schicht, die Klasse des Industriearbeiters, einen bestimmenden Teil der politischen Macht im Staat übernahm. Wie bei uns hat auch im Norden der Industriearbeiter genügend Bauernblut und Bauerntrot bewahrt, um sich nicht in eine Bermaffung nach theoretischen Ideologien schablonisieren zu lassen.

Ohne irgend eine plögliche soziale Umwälzung find die nordischen Länder zu ihrer gegenwärtigen Form der Demofratie gelangt, die es jedem Mitbürger überläßt, seinen Einfluß in sozialen und politischen Angelegenheiten frei auszuüben. Sand in Sand mit dieser politischen Demokratie geht eine verhältnismäßig weit entwickelte soziale Gleichheit. Wohl gibt es, wie in anderen Ländern, verschiedene gesellschaftliche Schichten mit verschiedenen Einkommen, doch kann mit Recht gesagt werden, daß der übergang von einer zur andern weniger schroff erfolgt als in den meisten anderen Ländern.

Der hohe Stand des Unterrichtswesens ist ein anderer Zug, den wir mit den nordischen Staaten gemeinsam haben. Die hohe Stufe der Mittelschulen und Universitäten, die vom ganzen Bolfe und nicht nur von einer fleinen Schicht Auserwählter besucht werden fonnen, die vorbildliche Einrichtung der Boltshochschu= len, eine speziell nordische Form des öffentlichen Erziehungs= wesens, die ausgezeichneten landwirtschaftlichen Lehranstalten, fie alle finden bei uns verwandte Einrichtungen, ebenso wie der sportliche Geift und die förperliche Ausbildung, das Turnen und das Schießwesen eine gegenseitige Verwandtschaft aufweisen, wie fie eben nur auf ähnlicher demofratischer Grundlage sich aufbauen kann.

Es ist nun ein überaus tragisches Geschick und ein fast unvorstellbarer Gedanke, daß gerade die Länder, die stets als wahrhafte Vorfämpfer den Grundsatz der friedlichen internatio= nalen Zusammenarbeit hochgehalten haben, — die Staaten, die den Gedanken der freien Zusammenarbeit freier Länder immer zu verteidigen und gegenüber machtpolitischen 3meden und Bielen mannhaft durchzusetzen versuchten, — als erste, vollkommen schuldlose Opfer dem brutalen Machtkampf unterliegen follen.

# 1798

### Plünderungen, Zerstörungen, Requisitionen und Gewalttaten

Von Arnold Jaggi

#### Borbemerfung

Aus der Geschichte können wir lernen . . . Wenn irgend einmal das Aus der Geschichte können wur lernen . . . Wenn urgend einmal das Wort wahr geworden ist, daß die Geschichte und sehren kann, dann gewiß gerade in den bewegten Tagen, die wir gegenwärtig durchseben. Wenn wir hier auß einem demnächst erschienend Buch von Arnold Jaggi, betitelt "Aus der Geschichte Europas und der Schweiz 1650—1815" einige Seiten im Voraddruck bringen, dann tun wir dies nicht nur in der Ueberzeitaung daß der Verfasser des niessessen Werkes. Aus Kampf und zeugung, daß der Verfasser vielgelesenen Wertes: "Von Kampf und Opser für die Freiheit" uns etwas zu sagen hat, das wir als bedeutsame Mahnung beherzigen wollen, sondern auch im Bewußtsein, daß gerade

In den Städten und zeitweise auch in einzelnen Landbe= zirken hielten die Franzosen ziemlich gute Mannszucht, und es gab neben rohen und gewalttätigen Soldaten auch wohlwol= lende und gefittete. Zuweilen entwickelten sich zwischen diesen und der anfäßigen Bevölkerung freundschaftliche Berhältniffe: Die fremden Mannschaften erzählten, sangen, herzten die Kinder und halfen bei den Landarbeiten mit. Das war indeffen nicht das Charafteristische.

Wie hatte Brune dem bernischen und dem schweizerischen

ene für unsere staatliche Selbständigkeit so entscheidenden Ereignisse des

Jahres 1798 heute wieder von geradezu unheimlicher Aktualität find. Die Darstellung dieses düstersten Kapitels unserer Geschichte will nicht den Sinn haben, uns niederzudrücken. Ganz im Gegenteil; es gilt, die einstigen Fehler und ihre Folgen klar, ja unerbittlich ins Auge zu saffen, und gerade dadurch die inneren Kräfte in uns aufzuwecken, zu fam= melnjund zu ftahlen, damit, wenn von irgend einer Seite ber uns einmal Gefahr drohen follte, wir die Prüfung mannhaft bestehen und uns bewähren möchten.

Volke einst feierlich zugerufen? "Fern sei also von Euch jede Sorge um Eure persönliche Sicherheit und Euer Eigentum. Die französische Regierung verbürgt sie Euch!"

Raum waren die Franken jedoch im Lande, so begannen sie vielerorts zu rauben, zu plündern, zu zerstören und zu verge= waltigen. Sie stürmten in die Häuser, schnitten die Bettstücke auf, fahndeten hier nach verstecktem Gut, öffneten mit Artschlägen Speicher- und Schrankturen, drangen in die Weinkeller ein, forderten von ungezählten Personen mit gezücktem Degen Uhren

und Geldheutel ab und raubten aus Ställen und Schuppen Rindvieh, Pferde, Pferdegeschirre, Sättel und Rutschen weg. Ucht Tage nach dem Einmarsch in Bern gab es um die Stadt herum ungefähr fünfhundert gänzlich ausgeplünderte Haushal= tungen. All ihr Geld, ihre beffern Rleider, ihre Borräte an Speisen und zum Teil ihr Vieh waren geraubt worden. Vieles zer= störten und verdarben die Franzosen auch mutwillig und sinnlos. So steckten fie 3. B. aus Arger darüber, daß fie in Freiburg nicht in Privathäusern, sondern in ein Kloster einguartiert wurden, dieses in Brand. Im Kriegszug gegen die Urkantone hauften fie muft in der March, in den Sofen und besonders im Rloster Einsiedeln. "Alle Zimmer sind geplündert, alle Türen erbrochen, alle Raften und Schränke zerschlagen und die Effekten liegen untereinander auf den Boden. Die große und kostbare Bibliothet ift in elendestem Zuftande. Ganze Rorbe voll Bücher find zu den Fenftern hinausgeworfen. Die Offiziere find täglich drin und laffen sogar in Körben forttragen, was ihnen gefällt." Wiederholt traf in Zürich Kriegsbeute auf Leiterwagen ein, an einem Maiensonntag unter anderem auch angekleidete Heiligen= figuren. "War gewiß ein rechter Spektakel und mußte lachen, nachher fast weinen. Denn wie schmerzlich weh muß dies einem eifrigen Katholiken sein!" So ein Zürcher in seinem Tagebuch. In Schinznach hieben die Soldaten Kirschbäume um, damit fie "die Kirschen desto beguemer effen könnten".

Das Schlimmste war, daß sich die Fremden an den Menschen vergriffen. Wehe denjenigen, die sich für ihr Hab und Gut wehrten oder sonst nicht augenblicklich zu Willen waren! Richt wenige wurden erschossen, erstochen oder verstümmelt. In Rütti im Kanton Zürich z. B. töteten sie sechs Landseute, darunter einen Greis am Pfluge. In Suhr brachten zwei Husaren einen Müller ums Leben, weil er den begehrten Wein nicht rasch genug herbeischafste. In Lucens spalteten sie einem Manne den Kopf, weil er einen Wirt und dessen Frau vor Wishandlungen schützen wollte. Einem Fuhrmann hieben sie die Hand beinahe ab, und einen Hussschaft vöteten sie durch Bajonettstiche in den Unterleib.

Mädchen und Frauen waren nirgends sicher, selbst Kindbetterinnen nicht. Oft wagten die Männer nicht, ihrer Arbeit in Feld und Wald nachzugehen, weil sonst Frauen und Töchter allein bei den einquartierten Soldaten zurückgeblieben wären oder weil man sich vor Brandstiftung hätte fürchten müssen.

überaus drückend waren die Einquartierungen. Es kam vor, daß zwanzig bis dreißig Soldaten im gleichen Hause lagen und es gar noch mit bösen Krankheiten verpesteten. Zuweisen hätten die Quartiergeber die Soldaten nicht beköstigen, sondern nur mit Bett, Licht, Feuer und Rochgeschirr versorgen sollen. Allein die Einquartierten begnügten sich oft nicht mit dem, was sie ordnungsgemäß hätten fordern dürsen, sondern erzwangen allerlei Zutaten, wie Kirschwasser, Wein, Kassee, Labak und Zucker. Oder sie verkausten ihre Kationen und ließen sich ganz von den Wirten erhalten. Ein Versemacher, der die Kevolution und ihre Verheißungen einst unermüdlich gepriesen hatte, meinte jett:

"O Freiheit, wirst du uns nicht sauer Bei so viel Einquartieren? So denkt der G'meine wie der Bauer, Wir müssen viel verlieren! Die Freiheit trägt uns wenig ein, Wollt lieber bei dem Alten sein!"

Zu den Einquartierungen famen Dienstleistungen wie Fuhrungen und vor allem massenhafte Requisitionen. Um 29. März 1798 forderte Schauenburg z. B. von der Gemeinde Bern unter anderem 6000 Zentner Korn, 3500 Zentner Hafer, 13,000 Zentner Hen, 12,000 Zentner Salz, 10,000 Maß Wein, 3000 Maß Branntwein, 2500 Maß Essig, 200 Klaster Holz, 10,000 Paar Schuhe, 10,000 Paar Strümpse, 10,000 Hemden, 200 Ochsen, 150 Zentner Reis . . .

### Die entführten Wappentiere. Geraubte Gelder.

An einem der letzten Märztage des Jahres 1798 verließen drei sechsspännige Bagen die Stadt Bern. Auf jedem Bagen besand sich eine gewaltige, inwendig mit Aupfer beschlagene Kiste und in ihr je eines der Bappentiere der Stadt. Sie wurden nach Paris übergeführt. Das Berladen hatte unter Musik und Kanonendonner stattgefunden. An Stelle der zwei Tannen errichtete man im leeren Bärengraben zwei Freiheitsbäume.

Wichtiger jedoch als die Bären waren den Franzosen die Staatsgelder. Wenige Tage nach ihrem Einmarsch verriet ein Baadtländer dem frangösischen General, daß der Münzwart Jenner Geld ins Oberland geflüchtet hätte. Bon Jenner, äußerlich unscheinbar, mar ein überlegener Menschenkenner und Unterhändler. Ein erstrangiger französischer Politiker meinte ein= mal, er gabe viel darum, wenn er ein so harmlos=einfältiges Gesicht aufzusehen vermöchte wie dieser Berner. Jenner durchschaute Brune und wurde mit ihm nach turzen Unterhandlungen einig: Der geflüchtete Schat follte Bern erhalten bleiben gegen ein Entgelt von 200,000 Franken an Brune. Allein es war nicht möglich, die Fäffer im verborgenen in Sicherheit zu bringen. Um sich bei seinen Landsleuten nicht verdächtig zu machen, verlangte Brune nun Ablieferung. Seine 200,000 Franken forderte und erhielt er gleichwohl. Als Jenner diese auszahlte, benutte er die Gelegenheit, um hurtig ein paar Hunderttausend auf die Seite zu schaffen, nicht etwa für sich, sondern "um dringende öffentliche Bedürfniffe zu beftreiten". Ahnliches wiederholte fich. Einst, unmittelbar vor einem Bang in das Salzgewölbe, befahl Jenner einem seiner Unterbeamten in Anwesenheit eines französischen Kommissärs — des kleinen Roubière — in bernischem Dialeft, vom dortigen noch ungezählten Golde augenblicklich fo viel als möglich zu retten. In der Eile konnte dieser jedoch nicht lange untersuchen und so erwischte er Silber, brachte aber im= merhin 18 Säcke mit 36,000 Bernfranken in Sicherheit, bevor Jenner mit dem Rommiffar im Gewölbe anlangte.

Der weitaus größte Teil der bernischen Gelder befand sich im großen Schatzewölbe. Die Franzosen hatte dieses schon am 5. März versiegelt und zu bewachen begonnen. Wiederholt mußte sich Jenner mit Rouhière hindegeben. Wie viel Geld da sei, fragte dieser. Jenner wußte es nicht und erhielt darum den Austrag, es zu schäßen. So entstand ein ungefähres Berzeichnis. Die französischen Rommissäre wünschten offenbar gar nicht, den Betrag genau sesstellen zu lassen. Ihre Oberbehörden vermochten sie dann nicht zu kontrollieren. Bei einem neuen Besuch im Schatzewölbe fanden die Franzosen gemünztes Gold, das nicht im Berzeichnis stand. Sie gerieten darüber in ausgelassen Freude. In ihrem Klücksgesühl wurden sie freigebig und warfen Jenner und andern bernischen Amtsleuten ein paar Silber- und Goldsäcke zu oder übersandten ihnen solche in die Kanzlei zur Begleichung von Staatsausgaben.

Am 11. und 12. April sah man els Wagen, mit je vier Pferben bespannt, die Stadt verlassen, Richtung Westschweiz-Lyon und fast sollte man sagen — Agypten. Was da weggeführt wurde — drei Millionen Livres geprägter Münzen aus der bernischen Staatskasse — half Bonaparte nämlich seinen ägyptischen Feldzug sinanzieren. Sie bildeten noch nicht ganz einen Drittel der Summen, welche die Franzosen dem Staatsschatz oder andern bernischen Kassen, der Kornamts-, Salz-, Kriegstasse usw., entnahmen, die über 10 Millionen enthielten. Der französische Staat hat von diesen allerdings nur 7 951 000 ersbalten. Der Kest, gut zwei Millionen, blieb in den Taschen Brunes, Kouhières und ihrer Freunde und Beamten, welche die Gelder zu — behändigen hatten.

Mit dem "Oberländer Geld" fielen den Franzosen auch die bernischen Wertschriften in die Griffe. Es waren Schuldtitel im Betrage von 18 Millionen, die auf England, Frankreich, Oftersreich, Dänemark und auf verschiedene deutsche Staaten und

Städte lauteten. Da die Franzosen unrechtmäßige Inhaber und mit den Schuldnern verseindet waren, hätten sie die meisten Titel nicht zur Einlösung bringen können. Dem ehrlichen und zugleich geriebenen Politiker Jenner gesang es, nach unendlich schlauen und mühsamen Verhandlungen und mit Hise von Be-

stechungs- und Lösegelbern im Betrage von 5 Millionen die Titel für Bern zu retten. Für Bern — es war nämlich nicht leicht, sie auch nicht in die Hände des helvetischen Direktoriums sallen zu lassen, zwischen Feind und Freund also heil durchzustommen und beide bei Gelegenheit zu benutzen.

(Fortsetzung folgt)

# Rilian

Gine Geschichte aus einer andern Beit von Paul Schenk.

(Schluß

Und Kilian wußte nun, daß Johannes selbst ein Mensch ber andern Welt war.

So wurde Kilian zwischen seiner Mutter und dem Freunde ein glücklicher Mensch.

Einmal hatte Rilian einen sonderbaren Traum:

Bor ihm stand ein Mädel. Es schien ihm, er müsse das Gesicht kennen. — Umrahmt von dunklem Haar, das in der Mitte gescheitelt war wie dasjenige seiner Mutter, glich das Gesicht einem alten Marienbilde. Rilian hatte es einmal in einer Ausstellung bewundert. — Die Augen sahen halb zu Boden, umspielt von zwei seltsamen Schatten. Der Blick hob sich und ruhte auf Kilians Augen. So sah ihn die Mutter immer an, wenn er heimkam. Dann strahlten ihre Augen, und es schien, all ihre Heinkam. Dann strahlten ihre Augen, und es schien, all ihre Heinen Hand, die durch sein Blicken, all ihre Liebe liege in der seinen Hand, die durch sein Haar glitt. So kam ihm auch das Mädchen im Traume vor. Der schöne Mund hatte einen undefinierbaren Ausdruck zwischen Lächeln und Traurigsein, der in sich das Geheimnis von großer Liebe und überwundenen Schmerzen birgt. Kilian wollte nach dem Mädchen greisen — da ktand seiner Mutter Bild deutlich vor ihm . . .

Dieser Traum wurde zu Kilians großer Sehnsucht.

Dem Mädel gab er feinen Namen.

Von dem Tage an war sein Leben Suchen. Oft glaubte er sich am Ziel; und manches Wal fand er sich getäuscht. Und sein Leben war neues Suchen.

Einmal, es war im Winter, an einem Borfesttage, eiste Kilian zur Bahn. Die Straßen glichen einem Ameisenhausen. Die ganze Stadt spürte das kommende Fest und war mit Nervosität geladen. Da kam plößlich Kilian ein Mädel entgegen. Aus dem Gedränge erkannte er das Gesicht. Und wie das Mädel an ihm vorbeiging, lächelte es. Kilian war so benommen, daß er vergaß, sich umzudrehen. Jest wußte er, daß das Bild seiner Vorstellung wirklich lebte. Das machte ihn so froh, daß er ein Liedlein vor sich hersummte, und viele ihm verwundert nachsahen

Dieses Erlebnis erzählte Kilian seiner Mutter. Jest wollte er bas Mädchen weiterbin suchen. In der ganzen Stadt wollte er suchen und nicht müde werden. Die Mutter riet ihm davon ab. Sie sette sich neben ihn und sprach: "Ach, du großer Junge, das mußt du nicht tun. Weißt du, daß das dein Glück ift. Glückhafte Menschen sind die Träger des Glücks. Wenn dich dein Schicksal zu einem solchen bestimmt, dann darfft du dem Blüd nicht nachlaufen, noch es suchen. Du mußt ihm vertrauen wie deinem Schickfal. Man muß warten können, warten und nochmals warten. Das Glück kommt zu uns ungerufen wie Lieb' und Freud, wie Schmerz und Pein. Eines Tages ist es da, groß und prächtig, und du nimmst es voller Freude in deine Arme, und dann wird das Glück auch immer bei dir sein. — Dieser Tag wird dich von mir lösen, du wirst weggehen, wirst mich überwunden haben. Ich werde einsam mich fühlen und ftolg Bugleich, stolz beine Mutter zu sein, mein Glück in beinen Händen zu wissen. Meine Trauer wird meine Freude um dein Glück

Ein langer Winter hatte von der Stadt Abschied genommen, sich in die Berge zurückgezogen. Die ersten Amseln sangen. Draußen vor der Stadt arbeitete der Bauer auf dem Feld. Warme Frühlingssonne lag auf erwachenden Fluren. An einem Morgen sang eine Amsel auf dem Nachbarhause, als Kilian aus dem Haustor trat. — Da stand vor dem Gartentore das Mädel, dem er letzten Winter begegnet war.

"Jest ist die Zeit gekommen, da ich zu dir kommen muß", sagte freudig das Mädchen und streckte voller Freude zum Gruße Kilian seine beiden Hände entgegen. Er ergriff sie, sah dem Mädchen in die Augen, darin er sein Spiegelbild wie in einem klaren Wasser sah.

"Haft du gehört von einer andern Zeit, in einer andern Welt?" fragte Kilian.

Und das Mädchen erklärte, davon zu wissen und bereit zu sein, mit ihm in diese Welt zu ziehen.

Beide gingen den Feldern zu ...

Von diesem Morgen an ging der innere Kilian nicht mehr ins Büro. Ein Angestellter kam die Zeit absitzen. Mein Kilian aber, der blieb nun fern.

Dieser Kilian zog mit seinem Mädchen durch eine andere Welt. Da war keine Zeit. Diese andere Welt kannte weder Neid, noch Haß, noch Krieg. Sie kannte nur das harmonische Klingen der Wenschenseelen; sie kannte nur die selbstlose Aufopferung. Täglich erstand am Himmel seurigrot das Symbol der Wenschen jener Welt. Das Kad der Sonne, der Inbegriff alles Göttlichen, das abends, westlich niedersinkend neuen Wut zum Leben gab und größeres Glück verhieß.

In dieser Welt führte der Weg durch wogende, goldene vorbei. Auf umgepflügtem Erdreich glänzte die Sonne. Und die Acker waren anzusehen, wie wogendes silbriges Weer. Die Lust roch nach seuchter Erde. Der pflügende Bauer trat sachte Schritt für Schritt hinter seinem Pfluge, um ja die heilige Erde nicht zu treten. Bon seiner Stirne tropste der salzige Schweiß in die offenen Furchen.

Das war der Kampf ums Brot, ums Sein.

In dieser Welt sührte der Weg durch wogende, goldene Felder. Prall und voll waren die Ühren und neigten zur Erde sich. Bunte Blumen leuchteten aus dem dunklen Gelb der Ücker.

Das war der Preis der schaffenden Sand.

Weiter führten die Pfade durch dunkten Tann über sanste Hügel, nach den sernen Bergen, die mächtig zum Himmel ragten. Felsenburgen, die im Abendschein weithin übers Land gleißten. In diesen Bergen waren die Wege nicht mehr. Diese Berge verlangten Zähigkeit und Wut. Da segelte hoch über den Gipfeln der Adler, das Sinnbild der Freiheit.

Das war der beiden höchstes Ziel.

Und als das Mädchen Kilian einmal die Frage stellte, ob denn diese Welt auch göttlich sei, hiest er ihr seine Hand hin, spielte mit den Fingern und sagte: "Sieh her, auch das ist von Gott, und alles in und um uns ist der Gott dieser andern Welt. Er spricht zu dir aus der wunderschönsten Blume, aus dem häßlichsten Käser."

Der Morgen ist falt novemberneblig. Alle sind schlecht gestaunt. Kilian aber ist guter Dinge und singt vor sich hin. Da werden die Kollegen auf einmal ausmerksam. Jahrelang sind sie an ihm achtlos vorbeigegangen. Und nun sehen sie, wie jung und unbeschwert ihr Kollege noch ist, so jung wie am Ansang.

Erschrocken streicht der Buchhalter seinen Bart. In seinem Halse steigt etwas auf, und das Etwas macht ihn wütend.